

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 27 (1923-1924)
Heft: 6

Artikel: Der Lorbeerkrantz [Schluss]
Autor: Lang, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666028>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Lorbeerkranz.

Novelle von Robert Jakob Lang, Uetikon.

(Schluß.)

Frau Lena war an das Fenster getreten. Ihr war zu Mute, als wäre ihr von ungeschickten Händen ein kostbarer Spiegel zerbrochen worden, in welchem alles Ungute und Alltägliche sich herrlich und festlich gespiegelt hatte. Nun lagen nur noch die Scherben da. Sie fielen langsam eine nach der andern zu Boden, nicht einmal mit lautem Klang, sondern nur mit leisem dumpfem Geräusch. Und dann waren es gar nicht die Scherben, welche aufschlugen, sondern ihre eigenen Finger, welche an die Scheiben trommelten. Daß sie das nicht gleich gewußt hatte! Wie oft hatte sie sich selbst die trostlose Weise gespielt! Früher! Und als diese Vorstellung unabweislich wieder in ihr deutlich wurde, lehnte sie den Kopf an das Fensterkreuz und weinte.

Arber aber stand immer noch an seinem Plaz, halb seiner Frau zugewandt, und lächelte. Diese ganze tragische Aufmachung einer so einfältigen Angelegenheit, kam ihm auf einmal vergnüglich vor. Was war denn geschehen? Was geschah? Und schließlich, als er nochmals die drei auf ihn gerichteten Gesichter nacheinander ansah, überwältigte es ihn. Mit einem Ruck krümmte ihn ein hemmungsloses Lachen, und während sich seine Frau, der Oberst und die Oberstin betroffen um ihn scharten und immer ängstlicher dem Umschlag seiner Laune standhielten, lachte er und lachte immer mehr, je verzweifelter das Unverständnis ihm aus drei Augenpaaren entgegenstarrte. Schließlich glitt er erschöpft in einen Lehnstuhl und ruhte, mit geschlossenen Augen eine Weile tief und langsam atmend, wie nach einer ungeheuren Anstrengung aus.

„Herrgott, was war denn das?“ fragte Frau Karoline, welche sich zuerst faßte.

Ludwig Arber erhob sich rasch und geschmeidig. Die Augen ein wenig gerötet.

„Nun, selbstverständlich werde ich schießen,“ rief er hell und sieghaft, „was seid ihr lächerlich!“

„Hör mal, das war aber doch etwas stark,“ sagte der alte Oberst verlegen. Da hatte er sich ja schon übertölpeln lassen.

Ludwig Arber sah ihn merkwürdig an.

„Er ist wohl krank,“ sagte Lena rasch. „Ich weiß nicht, er ist heute so seltsam!“ Und sie

flüsterte hastig ihrer Mutter die Sache mit dem Wappen zu und gab ihr Bericht über die absonderliche Stimmung ihres Mannes bei seiner Heimkehr. Derweilen stand der alte Stoll ziemlich ratlos neben seinem Schwiegersohn, unter dessen Blicken ihm nachgerade unbehaglich wurde.

„Das beste ist wohl, Hans fährt euch heim,“ sagte er schließlich.

„Ja, vielleicht bin ich krank,“ gab Ludwig Arber nach. Sein Mund verzog sich, als zwänge ihn neuerdings ein Lachen.

„Überarbeitet,“ brummte der Oberst, während er der Kutsche nachsah, welche das junge Paar dem Dorfe zu entführte. Er stellte es mit einem Anflug von Stolz fest. Die Oberstin seufzte tief.

In der Tat schien nichts anderes als eine vorübergehende geistige Übermüdung den augenblicklichen Zusammenbruch Arbers an jenem Sonntage verursacht zu haben. Jedenfalls ging alles nach einigen Tagen vom Arzte verschriebener Anspannung seinen bisherigen Gang. Das Gespenst der grauen Vergangenheit, welches Frau Lena unter ihren klopfenden Fingern bereits vor den Scheiben des elterlichen Hauses hatte auftauchen sehen, blieb ein Gespenst. Ludwig Arber trieb sich als umsichtiger Geschäftsmann um und gab nach allen Seiten den Ansporn einer rascheren Erledigung der Bauarbeiten. Er hatte beschlossen, daß die Eröffnung des neuen Ladens um vierzehn Tage vorgezogen werde, damit der Anlaß nicht in der allgemeinen Beanspruchung durch das Festvorjieber untergehe. Endlich war alles so weit, und entgegen der ursprünglichen Absicht wurde auch die Eröffnungsfeier nicht im Familienkreise, sondern in einem etwas erweiterten Rahmen geplant.

„Reklame, bester Vater, Reklame!“ sagte Ludwig Arber mit gönnerhafter Wichtigkeit. Es war jene Tonart, welche dem Obersten teilweise gefiel, teilweise aber auch auf die Nerven ging. Denn sie erschien ihm just als das, was seinem Schwiegersohne vorher gefehlt hatte, was anderseits nicht ausschloß, daß ihr Vorhandensein nicht stets so angenehm war, wie man es sich vorgestellt hatte. „Man muß diese Angelegenheiten mit Grundsatz betreiben! Jedermann

muß ohne Verzug wissen, daß die Spezereihandlung der Vergangenheit angehört und das neue Geschäft die Zukunft schon für sich hat. Kann man dies den Leuten besser vor Augen führen, als durch einen kleinen Anlaß, an welchem sie zu Nutzen und Ehren gezogen finden, was sie künftig bei mir kaufen werden. Ich denke mir die Sache so, daß wir zunächst das Kontor in eine Art Schenkraum verwandeln, in welchem alles, was an Eßbarem geführt wird, den sich einstellenden Kunden auf zierliche Art mundgerecht angeboten wird."

Arber legte das in der breitesten Weise auseinander, wobei er, was seine neueste Erfindung war, die zahlreichen zu erwartenden Vorteile fortwährend an den Fingern abzählte. Ein Gebärdenspiel, welches den Obersten insgeheim zur Verzweiflung brachte, besonders wenn sein Schwiegersohn seine Ausführungen etwa schloß, indem er ihm, wie jetzt, wohlwollend auf die Schulter klopfte.

"Im übrigen habe ich mich," fügte der junge Geschäftsherr noch bei, "diesbezüglich bereits mit meinen Lieferanten in Verbindung gesetzt und das vollste Verständnis für die Sache bei ihnen gefunden!"

Unter solchen Umständen hatte Oberst Stoll überhaupt nichts einzuwenden, abgesehen davon, daß ihm einigermaßen daranlag, dem Schwiegersohne eine Reihe von Aufträgen für das Schützenfest zuzuhalten, wozu eine öffentliche Kostprobe wohl nicht die ungünstigste Stimmungsmache war. Außerdem war er selbst so sehr von seinem Geschäft, eben dem Feste, in Anspruch genommen, welches eine wirklich großzügige Angelegenheit zu werden versprach, daß er gänzlich überseh, wie die weitläufigen Absichten seines Tochtermannes in gar keinem Verhältnisse zum Zwecke standen, den sie erfüllen sollten. Wenn er nur überlegt hätte, daß in Glnchenau vielleicht, nämlich wenn es sehr gut ging, einige zwanzig Personen sich für die Leckerbissen und Gaumenkitzler, welche der neue unternehmende Geschäftsherr aus den verschiedensten Blechdosen und Steinguttöpfen und aus weiß Gott noch welchen Umhüllungen heraus, auf einen freien Versuchstisch legen wollte, ernstliches und dauerndes Interesse hatten, wäre er wohl stutzig geworden. Aber er hatte selbst das Verhältnis zu den ländlichen Lebensbedingungen über den von ihm geleiteten festlichen Vorbereitungen ganz verloren. Es gingen ihm Zahlen im Kopfe

herum, welche sofern sie sich einzig auf die Glnchenauer Bevölkerung bezogen hätten, lächerlich übertrieben gewesen wären, so aber, da es sich um eine Veranstaltung mit nicht unbedeutendem Einzugsgebiet handelte, ganz angebracht und in Ordnung waren. Deshalb fand er auch augenblicklich, den eigenen Kopf summend voll gewichtiger Zahlen, nichts Außergewöhnliches an den Ziffern, welche sein Tochtermann seinerseits mit so entschiedenen Gebärden aneinanderreichte. Noch eine andere Sache hätte ihn unter verschiedenen Umständen wohl ebenfalls zur Besinnung gebracht und ihn aufhorchen lassen. Es verhielt sich nämlich keineswegs so, daß die Lieferanten, an welche Ludwig Arber mit seinen Eröffnungsplänen gelangt war, irgend welche Geneigtheit gezeigt hätten, nur den kleinsten Anteil an den Kosten zu übernehmen. Sie kannten die Absatzmöglichkeiten am Platze Glnchenau vorzüglich und wenn sie auch nichts dagegen hatten, daß ein Dorfkrämer gelegentlich etwas großstädtisch tat, wenn es zu ihren Gunsten ausfiel, so dachten sie doch nicht im entferntesten daran, bei diesem Schaustück etwa mit ihrem Gelde mitzumachen. Da sie im besondern Falle den alten Obersten als Schwiegervater und Bürger im Hinterhalte wußten, schrieben sie denn wohl die artigsten Briefe an den Inhaber des Delikatessengeschäftes, beglückwünschten ihn zu seinem erfreulichen Unternehmungsgeist und ließen es dabei bewenden, den geschätzten Aufträgen gerne entgegengehend und prompte und fulante Bedienung wie bis anhin, aber nicht mehr, zusichernd. Das alles wußte der gute Oberst nicht. Er sprach sich im Gegenteil, als ihm einmal Arber die Herrlichkeiten der Freitafel in fast allzu üppigen Farben geschildert hatte, seiner Frau gegenüber nicht ohne Spott über die jtädtischen Kaufleute aus, welche bloßem Konkurrenzneid verfallen, wie er meinte, närrisch neumodische Gepflogenheiten aufs Land verpflanzten.

So kam denn der Tag der Eröffnung des Geschäftes heran, ohne daß irgend eine Mißhelligkeit das herrschende Einverständnis zwischen dem „Grünen Baum“ und dem Stoll'schen Gute gestört hätte. Der alte Oberst führte seine Frau mit einer altmodischen, würdigen Galanterie am Arm durch die Hauptstraße und pflanzte sich neben ihr vor der ocker-gelbverputzten Front des neuen Ladens auf. Er ließ seine Befriedigung ungedämmt überfließen, las zum hundertsten Male das prächtig

glänzende Schild, freute sich am Kristallglas der breiten und tiefen Auslagefenster, und besonders beglückte ihn das zu Ehren gezogene Wappen, welches dem Ganzen gewissermaßen einen bedeutenden Schwung gab. Frau Karoline machte nicht viel Worte. Sie lächelte, ein wenig verschleiert, wie es ihrem Manne vorkam.

„Fehlt dir denn etwas, ma bonne Caroline,“ fragte er, sich sorglich um sie mühend.

„Ach nein, was sollte mir denn fehlen,“ ant-

er der Oberstin wieder den Arm und geleitete sie ins Innere des Geschäftes.

Da sah es nun erst recht festlich aus. Wenn man die heitern Mienen der geladenen und zufälligen Gäste als bare Bürgschaften für den zukünftigen Geschäftsgang ansah, kam man ohne Zweifel auf eine wohlgerundete Rechnung. Immerhin hätte auch aus diesen lachenden Gesichtern ein minder unbefangener Blick als der des Obersten nachdenkliche Einsichten gewinnen



St. Moritz.

wortete die Oberstin fast gereizt. Über sich, daß sie ihre immerwährenden Zweifel so wenig zu verstecken verstand, über ihren Mann, welcher so besessen in ihren Mienen zu lesen wußte.

„Freust du dich denn nicht,“ forschte der Oberst weiter, um einem Mißbehagen, welches er wohl ahnte, aber nicht erkannte, auf die Spur zu kommen.

„Doch, doch, ich freue mich ja schon!“ sagte die Oberstin beinahe übereifrig und dann fügte sie, sicherlich wider ihren Willen, bei: „Ach, Adolf, wenn nur auch alles gut herauskommt!“

Der Oberst sah sie sehr verwundert an.

„Nun, ihr Frauenzimmer seid doch vertrackte Wesen,“ beschied er schließlich. Dann bot

können. Besonders unter den in aller Form Geladenen herrschte, obwohl sie sich mit ihren belegten Brötchen, mit ihren Kompottellerchen, mit ihren Teetassen und Vikörgläschen aufs eingehendste und wohlwollendste zu unterhalten schienen, eine Zurückhaltung, welche zwar gut verborgen, doch so auf der Lauer lag, daß sie später jederzeit den Grund zu einem bedauernden „hab ich's nicht gleich gesagt“ abgeben konnte.

Ludwig Arber empfand diese Spannung vielleicht. Er lief blassen Gesichtes zwischen seinen Gästen hin und her. Obwohl seine Stimme forsch und heiter überall erklang und seine Gebärden ganz diejenigen eines Mannes waren,

welcher erreicht hat, was er beabsichtigte, zuckte zuweilen jenes ganz allgemein und alles um Entschuldigung bittende Lächeln unbermutet auf, welches seinen Schwiegervater früher so sehr aufgebracht hatte.

„Nun, mein lieber Ludwig, das ist ja der reinste Festbetrieb, und wir werden es in unserer Festhütte in vierzehn Tagen kaum anders und besser machen können,“ sagte der Oberst strahlend.

„Ja, es geht ausgezeichnet,“ antwortete Arber und zog seinen Mund lachend breit, während er starr einem Ehepaar entgegen sah, um sich zu verabschieden.

„Ach Herr und Frau Großrat,“ wandte er sich geschäftig an die Beiden. „Nun, wie gefällt Ihnen die Sache,“ fragte er mit scheinbarer Gleichgültigkeit, während er doch mit allen Sinnen auf die Antwort wartete, ja sich fast vor ihr fürchtete.

„Ja,“ sagte der Großrat, „das ist alles ganz großartig, man kann beinahe sagen städtisch!“ Er schien sich nicht weiter äußern zu wollen. Dann nickte er dem Obersten zu, welcher immer noch neben Arber stand. „Doch wenn man den rechten Schwiegervater hat, kann man sich das wohl leisten!“

Ludwig Arber schloß die Augen. Der alte Stoll sah den Großrat verblüfft an.

„Man muß mit der Zeit gehen,“ meinte er gewichtig. „Ist es denn ausgemacht, daß nur die Stadt sich etwas soll leisten können?“

„Ja, ja, natürlich,“ sagte der Großrat, „selbstverständlich!“

Und während sich das Ehepaar weiter von einigen Bekannten verabschiedete, brummte der alte Stoll seinem Schwiegersohne lächelnd zu:

„Der Neidhammel, wer hätte das gedacht?“

Wäre der Großrat der einzige gewesen! Aber er war es ja nicht. Und wäre das Ungefragte, welches zwischen halben Anerkennungsworten lag, Ludwig Arber nicht immer deutlicher wie ein häßlicher und fressender Ritt erschienen, es würde wohl alles trotzdem seinen vorausgesehenen und richtigen Lauf genommen haben. Die heutige Festlichkeit würde nach und nach einem bedeutend ruhigeren, wenn auch etwas dornenvolleren Geschäftstage gewichen sein. Das Großstädtische hätte sich notgedrungen, aber mit einiger Mühe und gutem Willen den Bedürfnissen des Dorfes angepaßt. Der „Grüne Baum“ hätte weiterhin die Zierde der Hauptstraße gebildet, und wenn die Räume auch

weniger hell, ein wenig abgeblendet worden wären, das Licht wäre ihnen doch nie ganz erloschen.

Aber Ludwig Arber war in seinem neuen Wesen trotz seines lauten und sichern Gehabens nicht unbefangen genug, Vorsicht für Vorsicht anzusehen und nicht gleich hinter jeder Verschlossenheit Vorwürfe zu wittern. So stand er denn, als der Abend kam, noch blasserem Gesichtes vor seinem Geschäfte, sah wie die Kolladen heruntergelassen wurden, wie schließlich die ganze Herrlichkeit, welche in der untergehenden Sonne eben noch so einladend geleuchtet hatte, verschwand, und nur noch, etwas aufdringlich und zu neu-farbig, um zuversichtlich und froh zu wirken, das alte Wappen über der Türe hing: Der „grüne Baum“ mit den goldenen Äpfeln, welche in dieser Beleuchtung etwas Übernatürliches bekamen. Eine der schraubenförmigen Strebstützen der Türlaterne warf einen seltsamen Schatten gerade auf den Stamm des Baumes, einen Schatten, welcher sich über das ganze Wappen hinauf-ringelte wie eine schwarze Schlange.

Beinahe wäre Ludwig Arber wieder von jenem gewaltsamen Gelächter überfallen worden, welches ihn an dem Sonntage, als er seine ersten Meisterschüsse getan, in so erschreckender Weise den Seinen bloßgestellt hatte. Aber er zwang sich, steifte den Nacken in einem verzweifelten Trotz und ging ins Haus.

Doch diese Halsstarrigkeit half ihm nichts. Er kam von der Ahnung einer Drohung, welche über seinen Unternehmungen lag, nicht los. Aus seiner Bedrängnis wurde ihm vielmehr ein eigentümliches drittes Wesen übergeworfen, welches ebensowenig sein wahres war, als das zweite prahlerische und weltmännisch ausgeflügelte. Er tat nun alles, was er eine Zeit lang unbewußt, nur ab und zu unter der Obhut seiner Neugier und seines Staunens getan hatte, mit verstocktem Willen und ohne Überlegung der Mittel, welche ihm zu Gebote standen.

Das Geschäft ging flau! Arber mußte sich zwar äußerlich so umzutun, als ob in Wirklichkeit alles zum Besten ausfiele. Er kaufte übermäßig ein, verkaufte zu Schleuderpreisen und brachte so eine Regsamkeit zustande, welche ihm wohl den Laden, aber nicht die Kasse füllte. Und als ihm richtig auch ansehnliche Bestellungen für die Kantinenbedürfnisse des Schützenfestes zufielen, stellte er seine Berechnungen zwar nach allen kaufmännischen Regeln

auf, gewährte jedoch, nur um sich einiges öffentliche Ansehen zu geben, so bedeutende Nachlassungen auf allen Posten, daß er damit wohl vergnügte Gesichter im Wirtschaftskomitee, aber mißmutiges und bedenkliches Kopfschütteln bei allen einigermaßen ernsthaften Kaufleuten erregte. Allerdings gingen diese Bedenken in der rasch steigenden Festtemperatur unter, denn nun war auch alles soweit, daß die ersten Schüsse im Stande fallen und die offiziellen und feierlichen Eröffnungsanlässe ihren Lauf nehmen konnten.

Ludwig Urber hatte in der Zwischenzeit nicht mehr geschossen. Er entschuldigte sich bei seinem Schwiegervater ohne Mühe mit dem Hinweis auf seine geschäftliche Inanspruchnahme. Da es unter den Seinen ohne Widerspruch seinerseits als eine beinahe ausgemachte Sache galt, daß er sich einen Franz holen wollte und würde, sprach man darüber gar nicht mehr viel. Der Oberst war in lebhaftester Tätigkeit; er weibelte im ganzen Dorfe herum, als gäbe es keinerlei untergeordnete Stellen, die sich mit ihm in die große Arbeit teilten. Er war der Schrecken sämtlicher Ausschüsse, deren Sitzungen er, stets auf dem Sprung, mit letzten Anfragen und vortrefflichen, aber überholten Ratschlägen immer wieder unterbrach, so daß es wahrlich seines ganzen übrigen Wohlansehens bedurfte, um die Gefahr einiger schwerwiegender Rücktritte im letzten Augenblick abzuwenden. Auf alle Fälle aber hatte er immer weniger Zeit, sich um die Gemütsverfassung seines Tochtermannes zu kümmern.

Der große Triumphbogen, ein Meisterwerk der einheimischen Gärtner und sonstiger schmückender Hände, überquerte die Hauptstraße vorgesehenermaßen gerade zwischen dem „Grünen Baum“ und dem „Sternen“. Der Festdichter hatte sich diesen Umstand zu Nutzen gemacht. Und so lasen denn die belustigten Schützen bei ihrem Einzuge auf schwankendem Plakate mit weit hin sichtbarer Schrift, die mehr wohlgemeinte als formvollendete Mahnung:

Engkreisig ist des Zentrums Raum,
Daraus du dich nicht sollst entfernen!
Kein Treffer steckt im grünen Baum,
O Schütz, und keiner in den Sternen!

Frau Vene hatte ein wenig die Lippen geschürzt, als sie den Spruch las, welcher ihr nebenbei wie eine böshafte Anspielung auf die Schießfertigkeit ihres Gatten vorkam.

„Nun ja,“ sagte sie am Vorabend des

Festes, als die Reime beim Lichte einer Laterne enthüllt wurden, um am Morgen frisch und unverwelkt ihren Zweck zu erfüllen, „nun ja, man wird es ihnen ja zeigen, daß auch im „Grünen Baum“ die Treffer nicht so rar sind! „Und sie nickte Urber gelaunt und zuversichtlich zu, welcher in seine Zeitung vertieft, kaum recht wußte, von was sie eigentlich sprach.

„Was ist?“ fragte er aufgeschreckt. Denn wenn er sich in letzter Zeit auch sehr eingehend für die Weltgeschäfte zu interessieren schien und sich mit Gazetten mehr beschäftigte, als mit seinem Journal, so war das nur eine Zuflucht, in welcher er sich ungestört, insbesondere ungefragt, trüben Gedanken hingeben konnte.

„Was ist?“ wiederholte er hastig. Es schien ihm, als sei da vom „Grünen Baum“ die Rede gewesen. Er war in diesen Wochen nachgerade in eine Gemütsverfassung geraten, in welcher ihn jede Erwähnung seines Hauses, jeder scheinbare Zusammenhang mit etwas, was ihn anging, zusammenfahren ließ. Aber er verkleidete diese unerklärliche Angst in eine geschäftige Hast und Barschheit, als ließe ihm just sein Betrieb keine Muße, sich mit Kleinigkeiten abzugeben, obgleich er halbe Tage lang stumpfsinnig und auf irgend etwas wartend in seinem Privatkontor hinter dem Ladenraume saß.

Frau Vena sagte ihm den Vers her.

Da lachte er kurz auf und starrte scheinbar unberührt wieder in sein Blatt.

Frau Vena aber wollte nicht so leichten Kaufes die Unaelegenheit erlebigt wissen. Ihr Mann vernachlässigte sie ein wenig, wie ihr vorkommen wollte, und zudem handelte es sich hier doch um etwas von einigem Belang.

„Weißt du, was mich nun am meisten wundert?“ fragte sie deshalb eifrig.

„Nun,“ brummte Urber.

„In welchem Rang du herauskommst. Gelt, ich darf doch mit, wenn es gilt? Ich will dir dann den Daumen halten.“ Frau Vena war Feuer und Flamme.

„So?“ sagte er ausweichend. Er stand auf. Dann legte er die Zeitung behutsam, als käme es vor allem darauf an, zusammen und faltete hernach aufgereggt die Hände.

„Ich bin müde,“ sagte er kurz. Es war ihm nichts anderes eingefallen.

Eine Weile später aber hörte ihn Frau Vena auf die Straße treten. Sie ging ihm verwundert nach und erblickte ihn nachdenklich und im flach einfallenden Mondlicht fahl und

erstarrten Gesichtes vor dem Freudenbogen stehen und nach dem Spruche aufschauen. Erschrocken schlich sie sich in den Hausgang zurück, um das weitere abzuwarten. Als er langsam und wie unter einer unsichtbaren Last an ihr vorbei wollte, schlang sie, ihn anrufend, beide Arme um seinen Hals.

„Was willst du denn da,“ fragte er heftig. Jedoch ohne ihre Antwort abzuwarten, stieg er ihr voran den dunkeln Treppenschacht hinauf.

Am nächsten Morgen trat er, als Frau Vena sich nach ihm umsah, gerüstet, das Gewehr schon über der Schulter in den Hausflur. Es schien, als sei alles Bedrückende über Nacht von ihm abgefallen.

„In zwei Stunden bin ich zurück, wenn ich zufann,“ sagte er gelassen.

„Mit einem Lorbeer,“ lächelte sie ihn an.

„Mit einem Lorbeer, wenn du meinst,“ gab auch er lächelnd zurück.

Auf der Straße streifte er mit flüchtigem Blick den anzüglichen Bierzeiler und zuckte die Achseln, während heißes Feuer hinter seiner Stirn aufbrannte. Zum Hergottsdonner, er würde doch noch so viel Gewalt über sich zusammen bringen und das Glück meistern. Man mußte sich nur nicht gehen lassen. Schließlich konnte man alles, was man wollte. Der Erfolg war ja auf dieser Welt die Hauptsache. Wie man es machte, spielte keine Rolle. Was, kein Treffer im „Grünen Baum“? Nun, das würde sich weisen. Beim Eid würde das sich weisen. Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Und wenn einem das Glück nicht vor die Füße fällt, so muß man es mit den Fäusten herunterholen. Jawohl mit den Fäusten. So kam man lustig und unbehelligt durch die Welt. Mit den Traumichnichten und den Mitten-aufdemweggängern, mit denen war bis zum Ziel ein beschwerlicher Weg. Nur immer forsch! Wozu hatte man einen angesehenen Obersten zum Schwiegervater? Ganz richtig, Herr Grokrat! Dazu hatte man ihn, dazu!

Vereinzelte Schüsse klatschten schon an den waldigen Hang, dem gegenüber die Schießanlage stand, wie die ersten schweren Tropfen eines Gewitterregens auf ein Blechdach. Im „Schützenhörnli,“ jener etwas zweifelhaften Waldbeize, rüstete man wacker zum Empfang von Gästen. Tische und Stühle wurden verstellt und in großbauchigen irdenen Krügen standen die ersten Weinvorräte im Schatten eines Bretterverschlags. Die Kellnerin hatte



St. Moritz.

aus unerklärlichen Absichten Puder aufgelegt. Aber unbeholfen, wie sie trotz ihrer sonst erklecklichen Gewandtheit für derlei Angelegenheiten, in der besondern sich anstellte, hing ihr das Meismehl in winzigen Pfützen im Gesicht und machte es eher abstoßend und lächerlich als berückend. Sie stellte sich mitten auf den Weg, als Ludwig Arber vorbeiging.

„So, preßiert's?“ sagte sie und warf ihm dreist eine Hand hin.

„Ach nicht so grad,“ meinte Arber, „aber ihr werdet den keine Zeit mehr für unsereins haben.“

„Nun, wer sagt das,“ warf die Dirne in halbem Flüstern ein, als gälte es eine Heimlichkeit. „Für Sie wird man schon ein Viertelstündchen haben, oder noch mehr!“ Damit nahm sie ihn vertraulich am Arm und geleitete ihn an einen der leerstehenden Tische.

Arber bestellte eine Flasche. Man muß dem

Schicksal einen Obolus entrichten, dachte er. Die Dirne kicherte.

„Ihr werdet's denk zwingen wollen,“ sagte sie augenzwinkernd, als sie mit ihm anstieß.

„Ja, beim Eid, das will ich,“ antwortete Urber, „Ihr sollt es dann wissen, wenn es so weit ist.“

„Ihr seid ja ein guter Schütz,“ meinte sie lächelnd, „wenigstens haben sie lehthin so etwas verhandelt.“

„Was haben sie verhandelt? Wer hat etwas verhandelt?“ fuhr Urber auf.

„He nun, die andern halt. Sie haben sich zwar alle verwundert, aber dann doch gemeint, so etwas käme vor, daß einer erst mit den Jahren den Rank fände. Nur der Großrat, der ewige Giffler, hat es anders haben wollen.“

„So, das täte mich jetzt just wunder nehmen, wie der es haben wollte,“ sagte Urber, wie belustigt.

„So, der redet viel, wenn der Tag lang ist! Er wird ja auch dafür bezahlt; da kann er bringen, was er will. Aber, ob man das ernst nimmt, ist eine andere Sache,“ lenkte die Dirne ab.

„Ernst! Nein, meiner Seel' nicht, so wenig als euer Bajassengesicht,“ sagte Urber. „Kommt einmal her, Ihr habt ja eine Nasenspitze, als hätte ein Müller sie abgestaubt.“ Er wischte ihr den Puder weg. „Also heraus, was hat er gesagt? Das möchte ich doch wissen. So etwas recht Schlechtes bringt am Ende noch Glück, wer weiß? Rätz ist schon recht zur rechten Zeit, alleeh, macht heraus!“

„Ja, aber Ihr dürft es ihm dann nicht wieder sagen,“ flüsterte die Kellnerin. „Wartet jetzt, wie war es auch nur? Ja, ich meine er hat gesagt, es könne schon vorkommen, daß eine blinde Sau sogar zwei Eiheln finde, aber eine dritte? Da müßte es schon mit lähen Dingen zugehen!“

„So, zwei Eiheln hat er gesagt,“ meinte Urber. „Und was für zwei Eiheln sollten das sein? He, das wird er doch auch noch ausgeplaudert haben, oder?“

„Nein, das weiß ich jetzt wahrhaftig nicht mehr,“ sagte die Dirne vorsichtig. Urber war sehr rot geworden und seine Gelassenheit kam ihr gefährlich vor. Schließlich war ja auch der Großrat ein Gast.

„Hat er etwa vom Geschäft geredet,“ fragte Urber ganz harmlos.

„Ja, das könnte jetzt noch sein,“ meinte die Kellnerin obenhin.

„Und vom Glück beim Schießen,“ fragte Urber weiter.

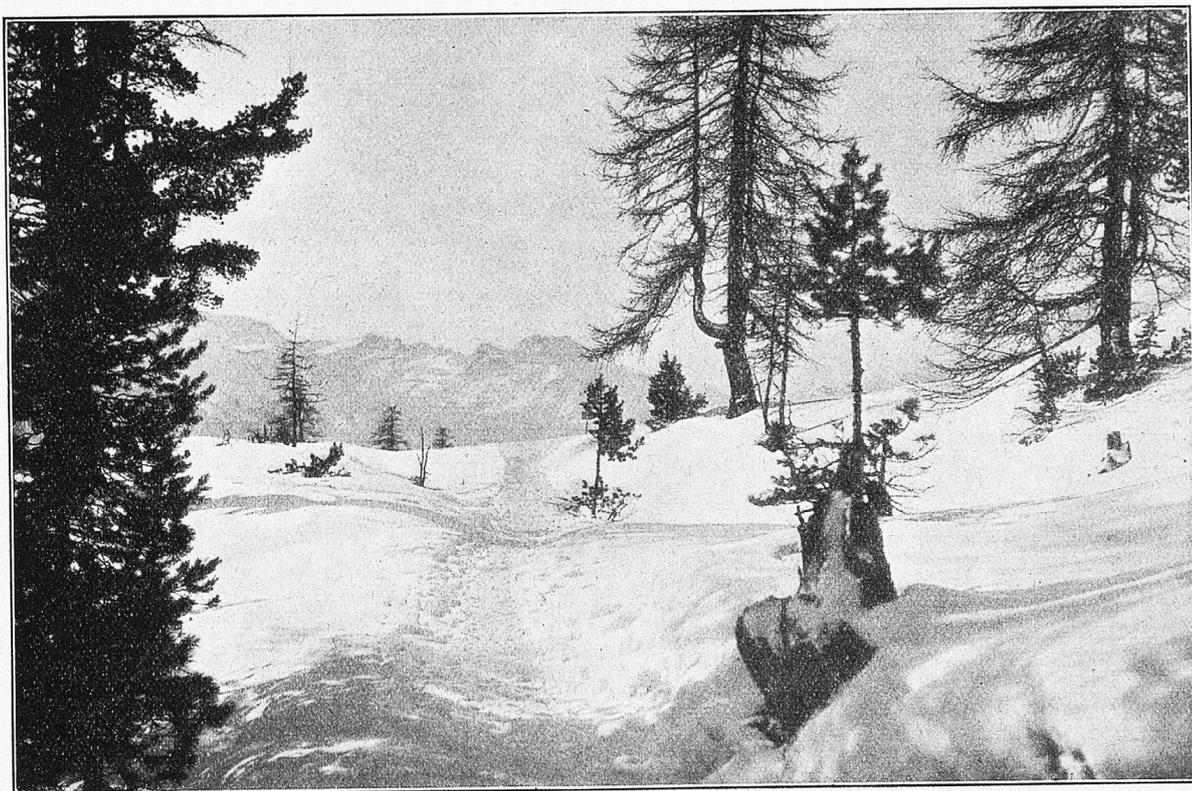
„Ich weiß es gewiß auf Ehre nicht,“ wich die Dirne aus, „es hat ja auch nichts zu sagen. Abdeeh, ich muß jetzt in die Küche.“

Darauf machte sich Urber seinerseits weiter. Es nahm ihn jetzt Wunder, ob er die dritte Eichel nicht doch noch finden sollte. Er lachte trocken auf. Ja, wenn er noch blind gewesen wäre. Aber damit war es ja vorbei. Der Star war ihm schon gestochen. Übrigens finden? Man durfte so eine Eichel doch auch einfach auf die rechte Art hinlegen, so daß man nicht an ihr vorbeigreifen konnte. Oder sie gar gleich in die Hand nehmen. Warum auch nicht? Aber er, der gutmütige und einfältige Urber; er, der kleine Spezierer, dem der neue Laden paßte, wie ihm seines Schwiegervaters Galauniform gepaßt haben würde. Kein Zweifel, er hätte sie anziehen und darin herumspazieren können. Aber es würde doch jeder gleich gemußt haben, daß es die Montur eines andern war. Und so war das jetzt auch mit seinem ganzen umgefrempelten Wesen. Es paßte ihm nicht. Er mochte noch so weite und freie Gebärden machen, immer fielen ihm die fremden Falten über die Fingerspitzen hinab. Und wenn er es selbst auf Augenblicke vergaß, so stand an jeder Straßenecke einer, welchem das Wissen in den Augentwinkeln saß, wie dem Großrat zum Beispiel. Einer, der es so sicher und vollkommen wußte, wie er selbst, daß da ein Narr umging, und daß auf die Narretei irgendwann und irgendwoher der große kalte Ernst kommen mußte. Herrgott und ihm graute davor. So sehr, daß er lieber die Augen schloß und in seinem entlehnten Gewande weiter lief. Auf ein Ziel? Wußte er's? Auf der Flucht? Wußte er dies besser? Immer war doch die Schlange da. Jetzt reckte sie sich schon von seinem Wappen weg über die Straße. Und lachte mit goldenen, glitzernden Augen mitten aus dem Rankwerk über jenen Versen heraus. Nein, es war schon so: Kein Treffer war im „Grünen Baum“. Wenn einer, weiß Gott weshalb, hineinkam, zischte schon die Schlange dazwischen: Falsch! Und er, Ludwig Urber, schritt gelassen und ehrenwert mitten hinein in diesen letzten Tag. Sowohl, es war der letzte Tag, ganz genau wußte er es. Wie Schlamm rieselte es in ihm auseinander. Da war nur

die Galauniform, die hielt alles zusammen. Unwillkürlich sah er auf seinen Schatten. Wirklich, das war er: Ein Mann, ein regelrechter Mann, die Waffe des freien Schweizers auf der Schulter, und vor ihm knatterten jetzt die Schüsse, wie hundert kleine Vaterlandswimpel in der scharfen Morgenluft. Der wahre Lärm für einen aufrechten Eidgenossen! Donnerwetter! Ein herrliches Getöse! Es berauschte einen und peitschte auf einen los mit ungezählten

tisch, mitleidlos. So mitleidlos, als hätte sie alles dies schon vorher gewußt und nur darauf gewartet, es ihm zu zeigen. Ludwig Urber stöhnte auf. Nein, das ertrug er nicht. Umkehren, jetzt nur umkehren. Krank werden, krank sein. Er war ja krank!

„Nun, Herr Urber, jetzt wollen wir das Glück versuchen,“ sagte der Großrat neben ihm. Der alte Herr kam schnaufend den Weg herauf. „Heiß schon heute, verdammt heiß!“ Er blieb



St. Moritz.

stählernen Strängen: Wag's! Und ganz leise setzte ein Gelächter ein: der Urber, die blinde Sau! Na ja, wer hatte es nicht gleich gesagt? Und das Gelächter wurde lauter, hemmungsloser, ein Gejohle von hundert Spöttern, die sich um ihn herum reckten, während der alte Oberst vor ihm stand, bleich, zügellos vor Zorn, die geschwollenen Adern wie blaue Schnüre auf der Stirne und die Hand schon erhoben, ihn zu entehren. Entehren? Ach nein! Der alte Oberst drehte sich plötzlich um, steif, ruckweise, wie die stolze Wetterfahne auf seinem alten Haupte und stimmte in das allgemeine Lachen ein. Hinten an einem der Tische erhob sich auch seine Frau und lachte mit, spöt-

neben Urber stehen. „Ausschnaufen muß man immer ein wenig; man ist eben nicht mehr ganz jung. Ah bah, früher, da ist man da hinauf gelaufen ohne Gedanken. So an einem Sonntagmorgen, hat seine Sache gemacht und hat sich gedrückt, so nebenbei. Es kann ja nicht alles in den Kränzen hocken. Oder? Aber bei Ihnen ist das eine andere Sache natürlich. Sie sind nun einmal in eine Schützenfamilie hineingeraten. Eine Ehre, die Sie zu schätzen wissen. Nun, Sie haben ja das Geißlein nicht übel gemetzget das letztemal. Haben nicht einmal einen Bock daraus gemacht. Donnerwetter! Ich habe geglaubt, ich brächte meinen Zeigefinger nicht mehr krumm, wie Sie so in

die Nummern hinein gepulvert haben, so manierlich, als ständen Sie hinter ihrem Ladentisch und zählten Seifenstücke. Nun, es ist auch gegangen wie geseift. Alles muß man gelten lassen! Und der Oberst, Herrgott, war der in einer Aufregung. Der hatte Sie nämlich aufgegeben. Nun, das wissen Sie ja selber. Und jetzt so! Daraufhin sind Sie ihm für Verschiedenes gut, sozusagen für alles.“ Der Großrat räusperte sich ein wenig. „Ja, ja, das Vertrauen in einen Menschen kommt auf allerlei Umwegen, hol mich der Teufel! Und Vertrauen kann man immer brauchen. Glauben Sie mir das, Herr Arber!“ Der Großrat sah Arber von der Seite an. „Nicht sehr gesprächig heute, Herr Arber. Nun, nichts für ungut. Da sind wir ja!“ Der Großrat trat in den Stand. Er wischte sich den Schweiß und stellte sein Gewehr in den Rechen. Dann nickte er Arber nochmals zu:

„Schießen Sie uns bloß nicht alles Grünzeug weg,“ rief er gelaunt, „ein anständiges Gewürz läßt sich doch nicht daraus machen, höchstens ein teures!“

„Wenn dem Großrat seine Weisheit so gut wäre, als seine Worte zahlreich,“ sagte Oberst Stoll, welcher just mit aller erdenklichen Würde den Obmann eines städtischen Schützenvereins begrüßt hatte, „dann brauchten wir im Ratsaal keinen mehr!“ Der Städter lachte verbindlich.

Stoll empfing seinen Schwiegersohn mit größter Herzlichkeit.

„Zu rasch gegangen, lieber Ludwig, zu rasch gegangen!“ Er schlug Arber wohlwollend auf die Schulter. „Nur jetzt nicht schießen! Ein wenig abwarten. Trink nach alter Vätersitte einen Dreier, wenn du wieder bei Atem bist. Nicht mehr, das tut's gerade. Vorher kannst du dir den Betrieb ein wenig ansehen.“ Er strahlte, als sagte er, „mein Betrieb!“ „Ja, ja mein Guter, das hat eine Krampferei gebraucht, bis es soweit war. Gingegen jetzt ist auch alles tipp topp. Keine Durchstechereien möglich. Es sind schon die rechten Leute am rechten Platz.“ Er fürchte ein wenig die Stirne. „Merkwürdig, es gibt immer wieder Kerle, auf die man aufpassen muß. Weiß der Teufel, früher war das doch nicht so. Aber denen ist hier der Kiegel geschoben!“

Arber nickte abwesend. Hierauf trank er einsam seinen Dreier, dann machte er sich an dem und jenem Stand etwas zu schaffen.

Schließlich setzte er sich wieder hinter den Wein.

„Hallo, mein Guter,“ rief ihn der Oberst an, „nur nicht so gäch! Nur ölen, nicht schmieren, posttausendabeinander!“ Er lachte eine Scholle und ging weiter. Nach einer Minute kam er schon wieder zurück.

„Schießest du noch nicht?“ fragte er. „Nun, dann kannst du schnell aushelfen bei der Munitionskontrolle. Der Lienhard Heinrich möchte jetzt schießen. Solange übernimmst du sein Geschäft. Dann aber frisch drauf los, was!“

Ludwig Arber ging an seinen Posten. Zuweilen gewann ihm der Eifer, mit welchem sich die Leute um den Schalter drängten, ein Lächeln ab. Dann dachte er allen Ernstes: Vielleicht geht die Munition aus, bevor du geschossen hast. Oder es gibt sonst irgend etwas. Beinahe mechanisch zählte er die Lader aus und strich das Geld ein, während sein Nebenmann die Standarten ausschrieb. Hin und wieder ließ der Andrang nach, und er hatte Zeit, sich in der kleinen Bude umzusehen. Auf dem Tische gleißten Becher, aus denen der Ehrenwein kredenzt wurde. Es feuerte wie aus einer Goldschmiede. Lauter Prachtstücke. Die Glöhenauer konnten sich damit sehen lassen. Es war eine reine Freude, die Pokale zu betrachten. Wägend hob er den einen; bei Gott, beide Hände brauchte man dazu. Wie kühl das Metall war. Er merkte erst jetzt, wie er selbst glühte. Aber das war nicht der größte. Hinten auf dem Pultabsatz stand noch einer. Lässige Neugier trieb ihn hin. Ein Meisterstück! Noch war ein guter Rest Weines auf dem Grunde. Er sah sich hastig um. Nein, es kümmerte sich niemand um ihn. Bierig trank er und setzte den Becher wieder hin. Ein Stempel fiel vom Pult. Er hob ihn auf. Da hing ja die reinste Stempelsammlung. Herrgott, welche Umstände, wegen der paar Schüsse. Und da war noch einer; er lag abseits. Ein Unterschriftenstempel: Großmann. Nun, ja, auch so ein großes Tier, dachte Arber.

Dann verlangte man wieder Munition. Immer kamen sie her: Mit frohen Gesichtern, leuchtenden hellen Augen, in welchen schon das erhoffte Ergebnis bligte. Die hatten es leicht!

„Wo ist der Standchef,“ fragte einer aufgeregt.

„Man fragt nach dem Standchef,“ sagte Arber zu seinem Kollegen? „Wer ist es, soll ich ihn holen?“

„Der Großmann,“ antwortete er, „er wird schon kommen. Nur warten!“

„Es ist mir falsch gestempelt worden,“ rief der Trager fast ängstlich, „ich kann da nicht lange warten!“

Großmann kam.

„Nun,“ sagte er bedächtig, „was ist, wo fehlt's? So so, ein falscher Stempel. Das werden wir gleich haben. Ihre Karte bitte!“ Er trat ans Telephon. „Die Schüsse in Scheibe 16 nochmals zeigen. Ja, stimmt, da ist ein Boß. So, das wäre in Ordnung!“ Er vermerkte die Korrektur und setzte seinen Namensstempel darunter. „Da wird alles gemacht, was recht ist,“ sagte er lachend und klopfte dem beruhigten Schützen auf die Schulter.

Ja, hier macht man alles, fiel es Arber auf einmal ein.

„Wenn der Dienhard Heinrich kommt,“ sagte er hastig, „will ich dann schießen.“

Eine Weile später schob er seine Munition in die Rocktasche und schlenderte dem Stand entlang. Hin und wieder war eine Scheibe frei. Er blieb davor stehen. Die Dorfbuben saßen an den Warnerpulten. Eifrig mit geröteten Wangen und aufmerksam wie ein Rudel Luchse. Einige grüßten ihn zwischen zwei Blicken.

„Was Teufels ist denn das mit dem Warner von Scheibe 16?“ hörte er den Standchef rufen. „Putz doch die Augen aus, Herrgott-abeinander! Wenn noch etwas vorkommt, jag ich dich zum Teufel!“

Ludwig Arber stand hinter dem 16. Er kannte den Kleinen nicht, welcher jetzt verschüchtert in seinem Gestell saß und hin und wieder an die Augen fuhr. Nach einer Weile spürte der Knabe den Blick des Mannes. Er sah zu ihm auf, ängstlich, unterwürfig, schon bereit, einen neuen Anruf aufzufangen. Arber räusperte sich. Dann drehte er scharf um.

Wieder stand er im Schreibraum am Pult.

„Ich muß noch einen Schluck haben,“ sagte er heiser.

„Nicht aufgelegt?“ lächelte Dienhard Heinrich, ohne aufzusehen.

„Nein,“ sagte Arber hart. Er hob den

Becher mit beiden Händen und trank ihn leer. Eine Weile hielt er ihn hoch und drehte ihn nach allen Seiten. Aber seine Augen suchten nebenaus. Da lagen leere Notizblätter. Er stellte den Becher nieder. Dann schob er das Papier zurecht. Mit einem Ruck straffte er sich. Seine Stirne wurde kalt wie Eis.

Großmann, der Standchef, kam.

„Sie, Arber, machen Sie mir da schnell meinen Stempel hin, ich muß telephonieren!“

Ludwig Arber erschrak. Er kniff die Augen



Bei Davos.

zusammen, als blendete ihn grelles Licht.

Er führte mechanisch aus, was ihm gewiesen war, setzte beide Stempel untereinander auf die Karte des Standchefs. Und wie in einem Krampf drückte er sie nochmals in die linke untere Ecke eines der leeren Blätter. Auf einmal wurde er ganz ruhig. Er schob Großmann die unterstempelte Karte hin. Langsam ging er einige Mal im Raume auf und ab. Einmal, als er am Pult vorbeikam, griff er wie unabsichtlich nach dem Blatt mit den beiden Stempeln und schob es in die Tasche. Eine Viertelstunde später schlenderte er wieder durch den Stand.

Der Warner von 16 sah ihn erschrocken an, als er ihm auf die Schulter tippte. Arber strich ihm begütigend über die Haare. Armer kleiner Kerl, dachte er. Er legte seine Standkarte vor den Jungen neben das abgestempelte Blatt, welches nun beschrieben war. Es enthielt die handschriftliche Weisung, dem Arber Ludwig vom Schützenbund Gllächenau die nachfolgenden zehn Ergebnisse einzutragen. Geschäftig führte der Kleine die Sache aus.

„So ist es gut,“ sagte Urber. Dann nahm er sein Gewehr und lag irgendwo vor eine freie Scheibe. Nach einer Stunde hatte er seine Munition bis auf zehn Schüsse verschossen.

„Nun,“ sagte der Oberst, als er sich das Gesamtergebnis besah, „brillant ist es nicht. Die Zehnerscheibe lüpfst dich aber heraus. Da kann es langem. Die hast du fein genommen! Nun, du mußt halt noch ruhiger werden. Das gibt sich aber. Nicht in Eifer kommen. War auch einmal mein Fehler, aber nicht lange. Vena wird sich freuen!“

Frau Vena erwartete ihren Gatten auf dem Festplatz. Ich muß zu ihr, dachte er. Und doch war ihm, als könne nun kein Mensch auf der ganzen Welt ihm mehr beistehen. Jetzt blieb er einsam sich selbst überlassen. Als er vor seiner Frau stand, schloß er die Augen.

„Ist es nicht gut gegangen?“ fragte sie weich. Diese Weichheit traf Urber wie ein Peitschenschlag. Jetzt, wo es schon so war, wie es war, jetzt glänzte ihr Verstehen durch; jetzt wäre sie wohl gar bereit gewesen, ihm zu verzeihen, wenn er schlecht geschossen hätte, jetzt!

„Doch nein, zum Herrgottsdonner,“ rief er in wildester Lustigkeit, „doch nein, zu einem Kranz langt es, du, zu einem Kranz! Und der „Grüne Baum“ hat doch noch und zwar feine Treffer!“ Und immer ausgelassener wurde er.

„Tranksame her,“ schrie er über die Tische weg. „Teufelabeinander, ist das eine langweilige Bedienung,“ trumpschte er auf, als nicht gleich eines der Mädchen zusprang.

„Ludwig,“ wollte Frau Vena beschwichtigen, „sei doch nicht so! Es hat noch andere Leute da; die Mädchen können sich doch nicht mehr als die Beine ablaufen.“

„Sehr gut, ausgezeichnet, du willst mich wohl noch lehren, was Bedienung ist! Na ja“ Er brach plötzlich ab und sah stier vor sich in die Luft. Auf dem Dache des Schießstandes hing die große Schweizerflagge im windstillen Mittag in einer einzigen glatten Falte um den Mast. Ein blödes Lächeln glitt Urber um den Mund.

„Die Schlange,“ sagte er tonlos.

Frau Vena geleitete ihren Mann nach Hause. Der alte Oberst hatte ärgerlich die Stirne gerunzelt.

„Ein Feld ist er beim Eid nicht,“ brummte er, „berichte der Mutter und gleich ins Bett mit ihm! Verflucht schade, beim Hagel!“

Die Oberstin ließ den Arzt rufen.

„Eine kleine nervöse Sache,“ sagte der Doktor. Er zwinkerte lustig mit den Augen, als ob es sich lediglich um ein Vergnügen handle. Wenn man auch Arzt war, man wollte doch etwas vom Festleben haben. Ganz reizend war das ja alles organisiert. Und diesen Nachmittag, das Festspiel, der Clou sozusagen. Eine ganz reizend bedeutende Sache. Dann wurde er wieder ernst. Nun ja richtig, da lag ja ein Patient.

„Also wie gesagt, eine kleine nervöse Überreizung,“ murmelte er und nahm das Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger. „Man muß halt abwarten, das wird das Beste sein!“

Ludwig Urber fieberte den Nachmittag und die ganze Nacht durch. Er schlug sich mit Schlangen herum. Einmal rief er Nummer 16 an. Nicht abstempeln, keuchte er.

In der Morgenfrühe schlief er erschöpft ein. Kurz vor Mittag setzte er sich steil im Bette auf.

„Meine Papiere,“ murmelte er, „meine Papiere!“

Frau Vena sah ihn ratlos an. Schließlich brachte sie ihm seine Briefftasche. Mit zuckenden Fingern blätterte er darin. Dann fiel er müde zurück, zwei Bettel in den Händen. Nach einer Weile riß er sie in Fetzen. Hierauf drehte er sich gegen die Wand und schlief wieder ein, tief und schwer.

Es kamen Rückfälle, und als alles vorbei war, ging auch der Festtrummel zu Ende.

„Eine verfluchte Sache,“ sagte der Oberst. „Mich nimmt nur Wunder, wo deine Standkarte hingekommen ist. Wenn die nicht zum Vorschein kommt, ist es natürlich mit deinem Kranz nichts! Verteufelt!“

„Es wird sich schon alles aufklären,“ sagte Ludwig Urber müde.

„Ach, so laß ihn doch jetzt mit dem Kranz in Ruhe,“ wies Frau Vena gehässig ab, „daran hängt doch wirklich nichts!“

„So,“ fuhr der Oberst auf und ging. Wenn man mit den Leuten nicht mehr reden konnte, war nichts zu machen.

Zulezt war es auch so weit, daß Ludwig Urber seine Frau über den Verbleib der Karte aufklären konnte. Er hatte den Kopf in ihren Schoß gelegt und ihr gebeichtet. Sie strich ihm langsam mit linden Fingern über den Scheitel. Und allmählich, während die Dämmerung in die Stube fiel, lohete ein großes Licht in ihr auf.

„Nein, Ludwig,“ sagte sie zart, als nehme

sie ihm den letzten bitteren Gedanken vorweg, „dem Vater sagen wir es nicht!“ Und nach einer Weile fügte sie hinzu, „er würde uns nicht verstehen!“

„Uns,“ fragte Arber sinnend.

„Ja uns, mich ebenso wenig wie dich.“ Sie beugte sich zu ihm nieder und küßte seine Stirne.

„Ach Ludwig, wenn du wüßtest, wie viele falsche Lorbeerfränze es gibt! Meinst du nicht, daß auch wir Frauen ihnen manchmal nachplagen und ihretwegen Unrecht tun könnten? Aber wir müssen es nicht alle durchmachen und verstehen es auch nicht alle, was Schweres daran hängt. Es gibt immer nur einen Treffer, Liebster, und der kostet Herzblut!“

So kam es, daß der alte Oberst Stoll bis zu seinem Tode um seines Tochtermannes „verlorenen Lorbeerfranz“ Ärger trug. Denn geschossen hat Ludwig Arber keinen mehr. Selbst wenn es vorkommen wollte, daß der Wind ihm die Schüsse in die Scheibe trieb, im letzten Augenblick rüttelte er ihm immer nur am Herzen und machte seine Hand schwach. Auch ein großer Kaufmann wurde er nicht. Die selbstbewußten Gebärden und überlegenen Worte waren jenesmal endgültig von ihm abgefallen, als er im halben Fieber nach seinen

Papieren rief und zwei bedeutungsvolle Zettel in nichtige Fetzen riß.

Der Großrat aber hatte sich dennoch getäuscht. Wenn er später gelegentlich in den „Grünen Baum“ kam, um sich sein Schnäpschen selbst auszulesen, konnte es vorkommen, daß er, die kleine dickbauchige Flasche sorglich in den Arm gepreßt, sich begutachtend noch im schmucken Laden umsah und anerkennend vor sich hinbrummte. Und wenn er sich schließlich gemächlichen Schrittes auf den Heimweg machte, so freute er sich aufrichtig darüber, daß der Arber nun auch wieder in währschafsten Dorfshuhen stand, während er doch einmal gemeint hatte, in neumodischen Stadtstiefeln besser und weiter gehen zu können. Es mochte wohl verschiedene Kämpfe gekostet haben, wenn man an den noblen Herrn Schwiegervater dachte und an die junge Frau. Alle Achtung, daß er Meister geworden war, alle Achtung!

Er konnte es eben nicht unterlassen, über Tatsachen zu rätsonieren, der wackere Volksvertreter. Auch dort nicht, wo er letzten Endes nur Wirkungen sah. Und darin war er in besten Treuen der Vertreter sehr vieler seines Volkes, für welche auch nur das gute oder schlechte Ende gilt, unbekümmert des Weges, welcher dazu führte.

Die Centovallibahn.

Im November 1923 wurde die Centovallibahn (Locarno-Domodossola) eröffnet, womit ein langgehegter Wunsch der Tessiner seine Erfüllung gefunden hat. In aller Stille war die Strecke schon während des Weltkrieges ausgebaut worden — als eine Gebirgsbahn durch eines der wildschönsten Täler der schweizerischen Alpenwelt und zugleich als ein wahres Wunderwerk der Eisenbahnbau-Technik. Das von der reizenden, bei Pontebrolla nächst Locarno in die Maggia fallenden Manezza durchbrauste Centovalli („Hunderttal“) hat seinen bezeichnenden Namen von den kulissenartig ineinandergeworfenen und -geschobenen Felsabstürzen, welche beiderseits seine pittoreske Flankierung bilden. Von jeher war es sowie das davon unterhalb Intragna steil emporstrebende Onsernonetal mit den Bergnestern Ruffo, Loco und Spruga als Hauptorten trotz seiner Weltabgeschlossenheit ein gefeiertes Wanderziel der Touristenwelt.

Die elektrisch betriebene Centovallibahn zweigt von der Maggiatalbahn (Locarno-Bignasco) bei Pontebrolla (260 m Höhe) ab, durchfährt sodann die schöne kastanien- und weinreiche, in üppiger südlicher Vegetation prangende Ebene des Piedemonte mit den Dörfern Legna, Berscio und Cavigliano und erreicht dann über die 75 Meter hohe und 132 Meter lange Eisenbrücke über den Sponzo, hergestellt von der Zürcher Firma Löhle u. Kern, das Kabinettstück unter den Brückenbauten des ganzen Tracés, das reizvolle Dorf Intragna (342 m), das mit großem Stolz den höchsten Kirchturm des Tessins sein eigen nennt. Hier beginnt das bisher vereinsamte Centovalli, dessen groteske Felsstappen durch eine ganze Reihe von Tunnels und Viadukten überwunden wurden. Die zahlreichen Tälchen rechts und links des Haupttals, durch welche nach starken Regengüssen stürmische Wasser der Melezza zu-eilen, gestalteten als stark eingeschnittene Falten